

ANTHROPOLOGIE ODER HUMANETHOLOGIE?

Zu Caesar, bell.Gall. 4,3 und Tacitus, Hist. 79,2

Ernst Siegmann in Erinnerung an den gemeinsamen Lehrer Karl Reinhardt
in Frankfurt

I.

Man liest heute gelegentlich das Wort Human-Ethologie. Das Wort selbst, und das, was man damit bezeichnet, beides ist noch recht jungen Datums und deutet auf einen darin vollzogenen Übertragungsprozeß. Offenbar kommt es zunächst einmal aus dem Bereich der Biologie, zielt auf artspezifische Verhaltensweisen verschiedener Tierarten. Den wirkungsvollsten Ansatz dazu hat ein Biologe gegeben, nämlich der baltische Baron Jakob Johann von Uexküll (1864-1944), der als Gründer und Leiter (1926-1944) des Hamburger „Instituts für Umweltforschung“ eine neue Methode des Verständnisses artgebundener, typischer, nur zu leicht voreiligen Deutungen und Intelligenzbewertungen ausgesetzter Handlungsnormen eingeführt hatte. Die damit eingeschlagene Interpretationsrichtung erwies sich als ergiebig auf den mannigfachsten Feldern der Lebensforschung überhaupt. Sie fand reges Interesse auch bei Laien und Naturfreunden aller Art, wobei sowohl 'niederen' Gattungen wie etwa den Geißelalgen (Euglenen) durch die Arbeiten des Freiburger Biologen Friedrich Oltmanns, die das Grenzgebiet zwischen Noch-Botanik und Schon-Zoologie abtasteten, als auch schon hochorganisierten Arten von erstaunlich differenzierter Feinstruktur ihre zuvor ungeahnten Geheimnisse mit unsäglicher Geduld abgelistet wurden: Die Entschlüsselung der 'Sprache', der Ausdrucksmotorik und Sinnesphysiologie im Dienste einer geradezu raffiniert ausgefädelten Vorverständigung im Leben der Bienen brachte wahrhaft sensationelle, auch praktisch nutzbare Einsichten; heute sind sie weltweit bekannt als das Lebenswerk des liebenswerten Karl von Frisch, wobei sich im Vorübergehen eine Fülle von naturphilosophischen Grundsatzproblemen stellte und einer Lösung näherbringen ließ.

Man wundere sich nicht allzu sehr, den klassischen Philologen von derlei für ihn ganz entlegenen Dingen reden zu hören. Bei Lichte besehen ist das weder wunderbar noch abgelegen, denn in meinem ersten Semester, 1926, habe ich, dem Willen nach drauf und dran Naturwissenschaften zu studieren, gerade bei Oltmanns in Freiburg und dann bei Karl von Frisch in München studiert, habe dort die Euglenen mit ihrem roten Punkt und Chlorophyllgrün im Aquarium schwimmen und da die gerade aus dem Photolabor kommenden Bienen-schwänzeltänze im Film besehen, wobei Herr von Frisch zweimal im Blickfeld war: einmal auf dem Film und gleichzeitig erklärend auf dem Katheder — so gering waren damals die Klüfte! —; und obgleich mich darnach Karl Reinhardt und Walter F. Otto in Frankfurt auf andere Wege ablenkten und Matthias Gelzer und Viktor Ehrenberg mich mit der Dame Klio näher bekannt machten, blieb von der alten Liebe zur experimentell erfahrbaren Natur doch immer ein wenig in mir rumorend. Tatsächlich schimmert in dem, was ich inzwischen getrieben habe, doch da und dort ein wenig von der alten Untermauerung durch. Weshalb ich auch stets ein Freund und Fürsprecher eines antithetisch-sinnvollen, komplementären Umsatteln und wenigstens einmaligen Fachwechsels geblieben bin.

Dieser autobiographische Vorspann mag, wenn zu nichts sonst, so doch allenfalls dazu gut sein, den Verdacht abzuwehren, als versuche hier wieder einmal ein Altphilologe seinem etwas fadenscheinig werdenden Metier ein modernes attraktiveres Mäntelchen umzuhängen und damit seine eigene Verunsicherung ein bißchen zu kaschieren — Anwendungen, die mir selbst an sich ganz und gar ferne liegen. Vielmehr geht es dabei um ein sehr legitimes Grundanliegen, nämlich darum, uns selbst besser zu verstehen, indem wir das uns Ferne eindringlicher zu begreifen und einander zuzuordnen lernen. Die Faszination kommt dann von ganz allein, oder sie kommt nie.

Eigentlich liegt in solcher Konvergenz der zunächst so disparat erscheinenden Linien etwas von Trost und Ermutigung: Man muß den Widersachern nur ein bißchen Zeit lassen, dann kommen die Intelligenteren schließlich doch von sich aus dahinter, daß und wie sehr wir uns gegenseitig brauchen: Fische gehen ebenso wie Landtiere und Vögel zugrunde, wenn man ihnen ein und dasselbe Lebenselixier entzieht, nämlich den Sauerstoff, auch wenn die einen ihn aus dem Wasser und die anderen aus der Luft holen. Nur wird er jenen anders serviert als diesen, und der ganze Unterschied liegt in der Art der Anrichtung.

So ist es denn auch kein Zufall, wenn Biologen, Physiker, Kosmologen — von Medizinern erst gar nicht zu reden — wohl immer überm eigenen Vorschreiten in die Gehege der Nachbarn von den sogenannten Geisteswissenschaften geraten. Und das Umgekehrte kann je länger je weniger ausbleiben; und manchmal sind die Irrtümer und Mißverständnisse der einen auch für die anderen fruchtbarer und verstörender als die mazerierten und chemisch sterilisierten Richtigkeiten der kompetenten Fachheloten.

Solche Grenzwanderungen sind naturgemäß immer riskant und dem Vorwurf des Dilettantismus von beiden Seiten her ausgesetzt, und auch dies gehört wohl unvermeidlich dazu, daß die Legitimationen von der einen oder anderen Seite her, oder auch von beiden, in Zweifel gezogen werden, und dies nicht immer mit Unrecht.

Ein Beispiel von vielen: Bei dem sehr namhaften Quantenmechaniker Arthur March steht folgender Satz zu lesen: „Es besteht für Naturwissenschaftler kein Grund, in die Verehrung einzustimmen, die Aristoteles sonst genießt. Er hat durch seine Ablehnung des Atomismus, dessen Ausbau sicher bereits im Altertum zu bedeutenden Ergebnissen geführt hätte, den Fortschritt der Wissenschaft auf zwei Jahrtausende aufgehalten. Und, was vielleicht noch schlimmer ist: er hat als Urheber einer Geistesrichtung, die alle Grundsätze physikalischen Denkens verkannte ..., auf die spätere Entwicklung ... den verderblichsten Einfluß genommen. Er suchte in der Natur nicht nach Ursachen, sondern nur nach Zwecken“, wobei er überdies „einen krasssten Anthropomorphismus“ vertrat. Ganz ähnlich klingt es bei dem Nobelpreisträger für Physik von 1933, Erwin Schrödinger: „Leider sind Demokrits Nachfolger, Epikur und seine Schule, weil sie nicht das Herz hatten, der Antinomie ins Auge zu sehen, von dem tapferen Bekenntnis (sc. Demokrits) abgewichen, an der Kinderei — daß auch Geist und Seele aus Atomen bestünden — „hielten sie jedoch fest. Der Unterschied zwischen ... Demokrit und Epikur ist der, daß jener sich doch mit Bescheidenheit bewußt war, nichts zu wissen, während Epikur überzeugt war, er wisse so ziemlich alles. Epikur fügte dem System noch einigen Unsinn hinzu, der gewissenhaft von all seinen Nachfolgern, natürlich auch von Lucretius Carus, nachgebetet wurde...“: und so weiter. Die Naivität solcher Pauschalurteile verbietet offensichtlich jede ernsthafte Erörterung. Das einzige, was daran von echtem Interesse ist, ist die Tatsache, daß das von wirklich bedeutenden Gelehrten vor nicht einmal zwanzig Jahren geschrieben und publiziert werden konnte

1. Arthur March, Das neue Denken der modernen Physik. rowohlts deutsche enzyklopädie Nr. 37, Hamburg 1957. — Erwin Schrödinger, Die Natur und die Griechen. Kosmos und Physik. rowohlts deutsche enzyklopädie Nr. 28, Hamburg 1956.

Aber man kann solchem radikal ahistorischen Positivismus auch eine nicht weniger eindrucksvolle Gegenrechnung entgegenhalten. Vielleicht wäre hier zuvörderst das mit Recht stark beachtete Buch von Jacques Monod, „Les hasard et la nécessité“ entgegenzustellen, das 1971 auch in deutscher Übersetzung, „Zufall und Notwendigkeit“ mit dem Untertitel „Philosophische Fragen der modernen Biologie“, oder, fast noch deutlicher und in andere Richtung weisend, das kleine, aber vom Autor selbst autorisierte Reclamändchen von Adolf Portmann mit dem bezeichnenden Titel „Um das Menschenbild“ und dem noch bezeichnenderen, ebenfalls authentischen Untertitel „Biologische Beiträge zu einer Anthropologie“².

Es ließe sich noch lange mit neuen Buchtiteln argumentieren und die lebendige Fortwirkung der angezielten Problemstellung verdeutlichen. Ein einziger dieser Beiträge zur Diskussion von seiten der Naturwissenschaft sei noch genannt, nämlich das neueste Buch, das vom Autor selbst als „Versuch“ und dennoch, trotz seinem Umfang von rund 500 Seiten, vom Verlag als nur die erste Hälfte einer Haupt- und Gesamtbilanz eines Lebenswerkes bezeichnet wird. Dieses Werk heißt: 'Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens', und sein Verfasser ist der eigentliche Erfinder dessen, was heute als 'Humanethologie', bezeichnet wird, nämlich Konrad Lorenz. Auch hier ist der Untertitel zwar weniger attraktiv, aber dafür bereiteter als der etwas ängstliche Haupttitel. Damit wird, wenn ich recht sehe, die Anthropologie insgesamt in die Biologie zurückgenommen, aber zugleich umgekehrt die Zoologie, ja die Biologie schlechthin in den breiten Strom der Lebensforschung allgemein hereingenommen. Was ja im Hinblick etwa auf die neuen Arbeiten über Wesen, Motivationen und initiierende Momente der Aggressionsphänomene nur folgerichtig ist.

Ehrlich gesagt: Das Buch ist zu umfänglich und anspruchsvoll, als daß ich mich selbst einer kompetent kritischen Äußerung dazu unterfangen dürfte. Aber darauf ist es auch gar nicht abgesehen. Der entscheidende Standort ist unmißverständlich faßbar in einem kritischen Essay über ebendieses Buch von Joachim Günther, der die kennzeichnende Überschrift trägt: 'Verhaltensforschung als Philosophie', und aus diesem seien hier nur ein paar Originalzitate, die also von Lorenz selbst stammen, übernommen, wobei die philosophietheoretischen Spekulationen, ganz ohne den Versuch einer Geringschätzung, hier beiseite bleiben dürfen³.

Nach Lorenz also sei Darwin der einzige große Forscher gewesen, der „seine Entdeckung unterschätzte“ (S. 316); dessen Begriffe 'Evolution', 'Selektion', 'Arterhaltung durch Anpassung' bleiben jedoch auch für Lorenz „konstituierende Kategorien“; aber noch signifikanter: „Das große organische Werden wird trotz einer allgemeinen Richtungstendenz vom Einfacheren zum Komplexen, vom Wahrscheinlichen zum Unwahrscheinlichen, vom Niedrigen zum Höheren nur durch die Gesetze von Zufall und Notwendigkeit bestimmt“ (S. 305). Womit wir dann genau wieder bei dem Titel Monods wären! Dann aber wird undurchschaubar, wie solcher positivistische Objektivismus, und zwar in rigoroser Extremform (man beachte das „nur“!) dargeboten, noch Raum lassen soll für den damit doch offenbar unvereinbaren Begriff der Geschichtlichkeit, der doch einen Teil des Untertitels ausmacht: „Naturgeschichte“ – für den man sich bekanntlich nicht auf die *Historia Naturalis* des Plinius berufen darf, denn in diesem Falle ist die Übersetzung in „Geschichte“ ganz schlicht falsch: Dieses Wort '*historia*', ist nämlich nur von Herodot h e r, keinesfalls aber auf etwas dem modernen Geschichtsbegriff auch nur näherungsweise Identisches h i n zu verstehen!

In der Tat kommt jede in sich folgerichtige rational-kausale Realitätserklärung in ein unentrinnbares Dilemma, sobald sie mit sich selber ernst macht, denn dann muß sie jede über das Vorfindliche hinausreichende Finalität aussperren, was nichts anderes bedeutet als den Verzicht auf jeden Einstrom von Teleologie, von Zielgerichtetheit und Sinnhaftigkeit. In einem wie im anderen Falle steht am Ende der Gedankenkette entweder Monod oder aber eben 'Geschichte', wie denn ja auch etwa Carl Friedrich von Weizsäcker's Weg mit einer notwendigen inneren Gravitation durch die Titel zweier seiner Hauptwerke markiert ist: 1937 „Die Atomkerne“, und 1949 „Die Geschichte der Natur“. Ganz Ähnliches ließe sich von Werner Heisenberg's Forschungsentwicklung sagen, die ohne den Traditionshintergrund seines Elternhauses – sein Vater war der damals führende Byzantinist August Heisenberg (1869-1930); auch ihm bin ich damals in München noch oft begegnet – kaum in ihrer inneren Folgerichtigkeit zu verstehen ist, wobei ja bekanntlich wiederum die geistige Auseinandersetzung mit der sogenannten Vorsokratik eine bedeutende – und in diesem Falle durchaus nicht ins Negative polarisierende! –, ja eine staunenswert intensive Rolle spielt.

2. Jacques Monod, *Le hasard et la nécessité*; deutsch: 'Zufall und Notwendigkeit', mit dem Untertitel: 'Philosophische Fragen der modernen Biologie' (München, Piper Verlag 1971). – Adolf Portmann, *Um das Menschenbild, Biologische Beiträge zu einer Anthropologie*. Mit einem autobiographischen Nachwort. In: Reclams Universalbibliothek Nr. 8893, 1964; aus: 'Biologie und Geist: von Adolf Portmann, Zürich, Rhein Verlag 1956.

3. Auf das Buch von K. Lorenz und J. Günthers Besprechung dazu wird unten Anm. 9 noch einmal zurückzukommen sein.

Es sieht also so aus, als lasse sich der Komplex der endogenen Historizität aller Ethologie, sobald sie den Menschen einbezieht, um noch so rigoroser Rationalaxiome willen nicht ausklammern. Und das meint und sagt auch Portmann (24 f.) mit unbezweifelbarem Nachdruck: „Unsere Ontogenese ist nicht ein tierischer Werdegang, der an einem bestimmten Punkte in eine letzte Etappe von menschlichem Gepräge übergeht. Ich betone dies so sehr, weil man in kurz-sichtigen Formeln die Idee der Anfügung des Menschlichen als letzte Etappe einer Primatenentwicklung betont und zuweilen als nicht mehr zu diskutierende biologische Grundlage jeder Auffassung vom Menschen dargestellt hat. Unser gesamter Werdegang ist human. Jede Einzelheit ist dieser Lebensform zugeordnet. Nur in dieser Zuordnung zu den Besonderheiten dieses Humanen sind die Einzelheiten unserer Ontogenese sinnvoll, nur in diesem System bilden sie Glieder einer Einheit...“: Man müßte eigentlich die weiteren Folgerungen aus dieser Prämisse aller Phänomendeutung mitanführen, aber es mag genügen, die Grundkonzeption jedweder Erklärbarkeit zu verstehen. Die wichtigste Folge ist diese: „Ist aber die Eigenart der in ihrer Herkunft zu erklärenden Lebensform in ihrem ganzen Ausmaß gegenwärtig, dann wird die Größe des Ursprungsproblems sichtbar. Geht es doch um den Ursprung einer vollen Daseinsform“.

Denkt man diese Kette von notwendig ineinander verschränkten Gliedern in beiden Richtungen, nach vorn und nach rückwärts, kontinuierlich weiter, dann ergibt sich zwangsläufig, daß man bei der Ursprungsfrage von Sinn, Humanität und Geschichte an keiner Stelle aus der Kategorie des Historischen heraus oder auf der anderen Seite erst in sie hineinkommt, sondern daß man immer von ihr mit umfassen und darein einbezogen ist. Damit ist man jedoch bereits gegenüber der vieldiskutierten Frage nach dem ‘Sinn der Geschichte’ von vornherein mit Haut und Haaren präjudiziert, und dies in zwiefachem Sinne, nämlich sowohl als zu erkennendes Objekt – nach dessen ‘Fragwürdigkeit’ es ja dabei zu fragen gilt –, als auch als fragendes Subjekt, dessen es schon zur Fragestellung und damit zum In-Fragestellen in reflexiver Zuwendung zur eigenen Existenz bedarf.

Damit ist die Tür des Gefängnisses, in das die menschliche Selbstreflexion sich aus eigenem Entschluß einzusperren im Begriffe stand, aufgestoßen. Im Januar 1964 hat der –1885 in Prag geborene, damals an der Universität Princeton wirkende – Philosophieprofessor Erich von Kahler in München einen Vortrag über die Frage nach dem Sinn der Geschichte gehalten, der mir wichtig und in manchem Betrachtete klärend zu sein scheint. Es genügt zunächst, zwei thesenartig einander zugeordnete Sätze zu zitieren. Sie sind kennzeichnend für die entschiedene Frontstellung Kahlers gegen die Geschichtskonzeptionen sowohl etwa Oswald Spenglers als auch Arnold Toynbees, und sie lauten: „Es gibt keine Geschichte ohne Sinn. Es gibt keinen Sinn ohne Geschichte“. Das klingt pointiert und fordert zum Widerspruch heraus. Aber die Tragweite des Gemeinten kommt vielleicht deutlicher heraus, wenn man die unmittelbar vorhergehenden Zeilen noch hinzunimmt: „Geschichte ist entstanden mit dem Begreifen vom Sinn des Geschehens. Und mit der Leugnung von Geschichte geht uns, wie wir es heute erleben, aller Sinn des menschlichen Geschehens verloren“. Daran also schließen sich unmittelbar die beiden angeführten, gegenläufig komplementären Thesen an⁴.

Damit ist ein ganz bestimmter Standort fixiert, von dem aus das, was hier nun folgen soll, seinen spezifischen, jedenfalls den angestrebten Bezug gewinnen möge. Es ist nichts anderes gemeint als dies, daß zwei aus ganz anderem Zusammenhang genommene, antike Zitate einem je modernen Befund zugeordnet werden sollen, und dies zwar im Sinne eben dessen, was wir hier fürs erste als ‘Human-Ethologie’ gelten lassen wollen. Nur daß, was man nach dieser Hinführung vermut-

4. Erich von Kahler, *Der Sinn der Geschichte*, Stuttgart (W. Kohlhammer) 1964 (geringfügig veränderter Text eines am 23. Januar 1964 in München gehaltenen Vortrages ‘Gibt es einen Sinn in der Geschichte?’).

lich erwarten wird, nahezu das Gegenteil dessen ist, worauf es in Wirklichkeit abgesehen ist: daß nämlich die Grenzen zwischen biologischer Verhaltensforschung und exklusiv 'humaner', also rein anthropologischer 'Biologie' entweder tiefer aufgerissen werden sollen, als sie tatsächlich sind, oder auch, umgekehrt, daß sie negiert, oder lieber noch, im Nebel eines rein positivistischen Biologismus zerfließen und wieder in die uns schon im Märchen so lieb und vertraut gewordenen zutraulichen Identifikationen – reizvoll zwar, doch unwahrhaftig – verschwinden.

Davon ist weder das Eine noch das Andere gewollt. Eher sei auf das Zitat aus dem neuen Werk von Lorenz zurückgegriffen, eigentlich nur auf eine Parenthese daraus, nämlich auf den bloßen Satzteil: „trotz einer allgemeinen Richtungstendenz vom Einfacheren zum Komplexen, vom Wahrscheinlichen zum Unwahrscheinlichen“: also ein konzessiver Einschub und Vorbehalt. Er hebt ja, bei Lichte besehen, das folgende „nur“ – „NUR durch die Gesetze von Zufall und Notwendigkeit“! – also Monod! – wieder auf und überantwortet die angeblich verbindliche Regel jedem Ermessensspielraum. Es sieht also ganz darnach aus, als komme man auf diesem Felde, wo immer es um echte Alternativen geht, ohne Notausgänge und Schlüssigkeitslücken nie durch: ein wahrer Segen, denn darauf beruht Rilkes resigniertes Wort in den Duineser Elegien, daß „wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind / in der gedeuteten Welt“. Das ist die Grundaporie eines jeden Monismus, nämlich dieses doktrinäre Bemühen, alles in der Welt auf ein einziges, und zwar am liebsten ein stoffliches, rationales Prinzip zurückzuführen. Besonders ist der von Ernst Haeckel erstrebte Monismus davon nur eine in sich folgerichtige und eben darum zu Fehlresultaten führende Spezifikation. Ohne halsbrecherische Manipulationen, Ablendungen und Vereinfachungen kommt überhaupt kein Monismus aus; auch nicht der von Monod – was ihm übrigens sein Rezensent Christoph Wolff nicht ohne Unmut vorrückt: Daß er – Monod – selber zugebe, die folgerichtig weiterzudenkende Theorie habe „noch Lücken“, Lücken, von denen dann der Rezensent sagt, gerade diese seien es, „durch die bei Monod die Naturwissenschaft wie durch Poren einer semipermeablen Membran in philosophische und weltanschaulich-politische Bereiche hineindiffundiert“⁵.

Daß Portmann es sich aufs äußerste angelegen sein läßt, die Ontogenese der Hominiden von derjenigen jedweden Tieres möglichst weit abzusetzen, wurde schon bemerkt. Ganz auf der gleichen Linie liegt es, wenn Erich von Kahler nichts sonst so stracks gegen den Strich geht wie die Zumutung, dem Antihistorismus Karl Poppers auch nur die geringste Konzession machen zu sollen. Popper, von der besonders durch Schlick und Carnap in Bewegung gesetzten Wiener Schule herkommend – welche als solche heute wohl durch Paul Lorenzen in besser fundierter Form weitergeführt wird⁶, hat noch mehr als hierzulande – und schon dies ist nicht wenig! – in England und Amerika fast leidenschaftliche Diskussionen um sein Hauptwerk 'The open Society and its Enemies' hervorgerufen; also „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“, was letzthin darauf hinausläuft, der 'Geschichte' im traditionellen, nämlich allein machtpolitischen Sinne (welche nach Popper „nichts anderes“ ist „als eine Geschichte internationalen Verbrechens und Massenmords“) eine längst obsolet gewordene Verengung zuzumuten, die nicht wieder gutgemacht wird durch den konzilianteren Einschub: „einschließlich, zugegeben, einiger Versuche, solches zu unterdrücken“. So leicht läßt sich das Problem unserer eigenen Geschichtlichkeit denn doch nicht durch emotional gesteuerten Doktrinarismus eskamotieren! Also auch hier nichts anderes als unzulässige Ablendungen, damit man nur seine eigene, erstrebte – oder auch bloß oktroyierte – Weltformel im Sehfeld übrigbehalte und als einzige Realität gelten lasse.

Wer sich klaren Blick und gesunden Menschenverstand bewahrt, kommt also nicht zu eindeutigen Resultaten. Im Grunde hat das bereits Platon bei seiner mathematischen Deutung der Weltstruktur im 'Timaios' erfahren, und die behutsame Einschränkung am Ende des 'Phaidon' (114 d), jede präzise Aussage eines verständigen Menschen über eschatologische und nicht empirisch nachprüfbare Dinge habe nie einen höheren Gültigkeitsanspruch als den eines annähernden Gleichnisses (ἢ ταῦτ' ἐστὶν ἢ τοιαῦτ' heißt es wörtlich), dem jedoch etwas durchaus Wirkliches, wie immer es sein mag, als Denknöwendigkeit entsprechen mü s s e, gilt

5. Christoph Wolff, in: 'Die Welt der Literatur', 8. Jahrgang, Nr. 20 vom 30.9.1971, S. 3.

6. Als wichtigste neue Etappen auf diesem Wege sind hier zu nennen: Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen, **Logische** Propädeutik, Vorschule des vernünftigen Redens, B. I. Hochschultaschenbücher des Bibliographischen Instituts 227/227 a, Mannheim 1967; Wilhelm Kamlah, Philosophische Anthropologie, Bibliographisches Institut, Mannheim 1971 (Untertitel: 'Sprachkritische Grundlegung und Ethik:!). – Paul Lorenzen und Oswald Schwemmer, Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie. B. I. Hochschultaschenbücher Band 700, Mannheim 1973. Unverkennbar schon in den Titeln das progressive Drängen von den Formen zu den Inhalten.

bei Platon eigentlich für alles menschliche Sagen. Und Entsprechendes läßt sich auch von den rational sich wechselseitig ausschließenden Thesen und Antithesen von Heraklits ewigem Fließen und dem unbewegten Sein des Parmenides sagen, und so gilt es auch von Demokrit und Leukipp, und erst recht sah Lukrez sich gezwungen, um seine 'eine' monistische Welt zu retten, eine durch nichts beweisbare und auf keine Beobachtung gestützte, waghalsige Hypothese zu Hilfe zu nehmen, eben diejenige, die ihm, von seinem eigenen Standort des modernen experimentierenden Physikers aus, Arthur March mit subjektiv gut fundiertem Recht übelnehmen zu dürfen glaubte: Lukrez mußte einfach, um neben und in der materiellen Welt die Wirklichkeit von Geist und Seele ohne additive Hinzufügung eines dualistischen Elementes zu retten — und diesen Aspekt des Daseins preiszugeben war zumindest gerade Lukrez zu sehr Dichter! —, an der minimalsten Stelle seiner kosmischen Konstruktion eine winzige Tür offenlassen, durch welche dem Spirituellen in feinsten Zumessungen eine Stätte vorbehalten bliebe: Auch dies eine Konzession gewiß, aber sozusagen optisch nicht mehr wahrnehmbar, sondern nur noch in der Kumulation seiner Wirkungsquanten zu konstatieren: Dies ist die Hypothese der dem Atom möglichen *in-* oder *declinatio*, das heißt einer Spontanaberration beim senkrechten Fall im luftleeren Raum, wodurch, anstelle des „Wirbels“ bei Demokrit, auch im freien Fall trotz der Parallelität dennoch eine Körperbildung aus Einzelatomen durch Zusammenklumpung möglich wird. Man braucht daraufhin nur das Demokritfragment (A 1,69 D.-K.) mit Lukrez (2,240-250) zu vergleichen: Eine rein spekulative Hypothese, welche unsinnig zu finden der mit Experimenten arbeitende moderne Physiker kaum umhin kann. Aber die Konsequenz wäre dann etwa diejenige, daß man beliebig lange beliebig viele Steinbrocken auf einen Haufen zusammewerfen könne, dann müßte irgendwann einmal, in Jahrmillionen, ein Ding herauskommen, das etwa dem Parthenon oder dem Kölner Dom aufs Haar gleiche; und das wäre ja wohl genau so unsinnig wie jene Hypothese!

Finalität und Kausalität sind im Lebensprozeß derartig ineinander verschränkt, daß sie nicht mehr als echte Alternative gelten können, das aitiologische und das teleologische Prinzip können einander nicht wechselseitig entbehren, keines von beiden vermag des anderen gänzlich zu entraten, und das Leben selbst ist nur auszuhalten in einem permanenten Zustand des Widerspruchs.

II

Und jetzt halten wir uns ganz konkret an die Sache und wenden uns damit dem legitimen Geschäft des Philologen zu: dem Lesen, Verstehen und Deuten. Und zwar sei zuerst ein kleiner Abschnitt aus dem wohl verbreitetsten Büchlein von Konrad Lorenz zitiert, das den Titel hat: 'Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen': ein wahrhaft liebenswürdiges Werk, durch intime Beobachtung und Beschreibung aus dem Leben und Sich-Verhalten von Tieren nicht nur für den Autor, sondern auch für die von ihm vertretende Sache gewinnend und so verdienstermaßen zum Bucherfolg geworden. Darin wird, neben vielem anderen, auch über die Liebeskämpfe zweier männlicher Stichlinge berichtet (a.O. S. 30 f.): „...Die Kampfeslust eines Stichlings steht nämlich in jedem Augenblick in genau umgekehrtem Verhältnis zu seiner jeweiligen Entfernung von seinem Nestort.

Am Neste selbst ist er ein Berserker, ... die relative Kampfesstärke des einzelnen drückt sich nur in der Größe des Territoriums aus, das er von Rivalen freizuhalten vermag“. Was an dieser Feststellung besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist das Fehlen einer spezielleren Motivation des Aggressionstriebes, der dabei funktional in Erscheinung tritt, daß also nicht etwa differenziert wird zwischen den drei Hauptzielen größerer oder geringerer Aktivität.

In der Schule von Uexküll sprach man von der unterscheidbaren Wertbetonung von Freißding, Liebesding und Selbstverteidigung, um derentwillen mit Hilfe verschiedener – grellerer oder stumpferer – Färbung die jeweilige, vom Tier selbst als wahrnehmungswürdig bewertete Umwelt sich in grell bunt getöntes Wichtiges und in indifferent stumpfes Grau versinkende, gar nicht mehr registrierte Objekte gliederte (diese Feststellung gewann dann, als zielstrebig durch Dressur gelenkte Aufmerksamkeit, etwa bei der Abrichtung von Blindenführhunden, auch praktische Bedeutung, etwa dergestalt, daß der Hund einen hoch über ihm angebrachten Briefkasten, der ihn selbst gar nicht stören würde, um des Blinden willen sorgsam vermeiden lernt, damit sein Herr vor Schaden bewahrt wird). Davon also ist bei dem Stichling von Lorenz keine Rede, sondern hier kommt es auf nichts an als auf Areal und Distanz. Ähnliches scheint auch speziell für Raubkatzen zu gelten: in der beliebten Sendung über Tierverständnis und Tierverhalten, die nach ihrem verdienstvollen und sachkundigen Autor als 'Sterns Stunde' bekannt ist, hat vor einiger Zeit ein Raubtierdompteur gezeigt, wie Großkatzen ganz friedlich und träge daliegen und von einem sich nähernden Menschen überhaupt keine Notiz nehmen, bis eine bestimmte nicht unbedingt markante Grenzlinie, die bei einer Entfernung von vielleicht nur sechs Metern liegen mag, unterschritten wird: In diesem Augenblick setzt dann gleich mit voller Heftigkeit die Angriffspostion ein, welche nur bei sofortigem Rückzug des Bändigers den Aggressionssprung nicht auslöst.

Neben diese Beispiele prohylaktischer Umfeldkontrolle aus dem Tierreich sei nun eine bekannte Stelle aus Caesars 'Gallischem Krieg' gehalten. Es handelt sich um den vieldiskutierten ethnographischen Exkurs über den Germanenstamm der Sueben am Anfang des vierten Buches; dort heißt es im dritten Kapitel folgendermaßen:

(Suebi) publice maximam putant esse laudem quam latissime a suis finibus vacare agros. hac re significari magnum numerum civitatum suam vim sustinere non potuisse. itaque una ex parte ab Suebis circiter milia passuum secenta agri vacare dicuntur. ad alteram partem succedunt Ubii, quorum fuit civitas ampla atque florens, ut est captus Germanorum. et paulo quam eiusdem generis ceteri sunt humaniores, propterea quod Rhenum attingunt...

Das Entscheidende ist für uns natürlich, daß das von K. Lorenz von den Stichlingen abgezogene Verhaltensmuster hier bei Caesar von einem Germanenstamm ausgesagt erscheint: natürlich schließt die Chronologie jede wirkliche 'Übertragung' aus; aber auch umgekehrt wäre die Annahme abwegig, daß dem modernen Verhaltensforscher das caesarische Suebenmodell auch nur im mindesten in die Erinnerung gekommen sei.

Immerhin sei beachtet, daß und wie die agressionshemmende Bannmeile markiert ist: auf der einen Seite, in Richtung des inneren Kontinentes, wird eine Maßangabe gewagt, die den Anspruch erhebt, als außerordentlich weithin sich erstreckend gewertet zu werden. Die Rede ist von 600 Meilen; der Text ist zwar an dieser Stelle nicht einhellig, darauf kommt jedoch nichts an, denn so weit nach Osten hin war Germanien samt allem, was in halbnördlicher und halbsüdlicher Richtung sich anschloß, für die Römer ohnehin noch 'terra incognita'. Immerhin: Es ist eine bezifferte Maßangabe, zwar von nur approximativem Wert, aber doch mit rein quantifizierender Benennung.

Fester und konkreter ist die westliche Begrenzung: Dieses Gebiet ist be-

kannt: dort – also im Raum, der an den Rhein ostwärts anschließt – wohnen die Ubier – die, als Angrenzer des Rheins, bald darauf (b.G. 4,8) auf Anstiften der gallischen Eburonen und Condrusen ins linksrheinische Gebiet überzugreifen und damit in die direkte Interessensphäre Roms einzugreifen begannen. Womit denn sozusagen der Stichling oder der Löwe – in diesem Falle Caesar! – gereizt wurde und auf 'Vorwärtsverteidigung' sann: *Caesar ... bellum cum Germanis gerere constituit* (b.G. 4,6,5): nicht der einzige, aber ein sehr wesentlicher Grund für den Beginn des langen und opferreichen Krieges der Römer gegen Gallier und Germanen. Tatsächlich fängt ja mit dem Ubier-Altar die Geschichte der Stadt Köln an: *Ara Ubiorum!*

Eigenes Interesse verdient aber Caesars Begründung, weshalb diese Ubier der Einladung der linksrheinischen Gallier so bereitwillig zu folgen bereit, ja sogar schon zum Teil gefolgt waren: Es hieß, sie seien ein ansehnlicher und blühender Stamm gewesen – mit der von Römerstolz leicht eingefärbten, etwas herablassenden Einschränkung: „blühend jedenfalls für germanische Begriffe“: *ut est captus Germanorum* – und auch ein wenig zivilisierter: *paulo quam eiusdem generis* (das Wort 'genus' muß hier Kollektivbezeichnung für alle Germanen als ethnische Einheit sein) *ceteri cunct humaniores, propterea quod Rhenum attingunt multumque ad eos mercatores ventitant et quod ipsi propter propinquitatem Gallicis sunt moribus adsuefacti*. In der Tat, fügt Caesar hinzu, hatte es vielfältige bewaffnete Zusammenstöße zwischen Sueben und Ubiern gegeben, aber die Ubier waren zu stark, als daß die Sueben sie hätten verdrängen und sich so den gleichen breiten Streifen Niemandsland, den sie im Osten hatten, auch im Westen hätten schaffen können. Aber dazu, den Nachbarn das Leben sauer zu machen, reichte es doch: *tamen vectigales sibi fecerunt ac multo humiliores infirmioresque redegerunt* (b.G. 4,3,4).

Der Caesarleser erinnert sich vermutlich sofort, eine ganz ähnliche Formulierung schon einmal gelesen zu haben; der Anklang ist kaum überhörbar. Ganz am Anfang des *Bellum Gallicum*, in der großartig präzisen Umrißzeichnung des gallischen Landes (so unüberbietbar, daß Tacitus seine 'Germania' nicht besser glaubte beginnen zu können als Caesar es ihm über Gallien vorgemacht hatte: Bei Tacitus *Germania omnis ...*, bei Caesar *Gallia est omnis*: damit hat Tacitus sich selbst einen stilistischen Pegelstand markiert, an dem er sein eigenes Epigonentum gemessen haben wollte: hochgemut und bescheiden zugleich!) werden die drei großen Landesteile Galliens vorgestellt: Belger, Aquitaner und Kelten; die Sprachverschiedenheit wird mit einem Wort erwähnt, die Grenzflüsse (einerseits die Garonne, andererseits Marne und Seine) werden benannt: das sind ganze fünf Druckzeilen. Daran schließt sich schon der Satz an, an welchen jener Suebensatz kaum überhörbar gemahnt:

horum omnium fortissimi sunt Belgae, propterea quod a cultu atque humanitate provinciae (gemeint ist die Narbonensis) longissime absunt minimeque ad eos mercatores saepe commeant atque ea, quae ad affeminandos animos pertinent, important proximique sunt Germanis, qui trans Rhenum incolunt, quibuscum continenter bellum gerunt:

ein Stückchen milieutheoretische Begründung eines spezifischen Volkscharakters, das sofort vom Bezugsobjekt (den Belgiern) abgelöst wird und in dieser Isolation

ein zugleich überraschendes und dennoch einleuchtendes Bindeglied zu dem ganz anderen Objekt (den Helvetiern) schafft: „gerade so, wie bei den Helvetiern“; womit dann, in wohlberechneter Strategie der Komposition, der erste Großabschnitt, sozusagen der erste Akt des Gesamtkrieges, exponiert ist: Das *bellum Helveticum*, b.G. 1,2-29. Man kann diese Hinführung so oft lesen, wie man will: es ist immer wieder, je öfter desto mehr, ein einziges Staunen über diese männliche Sparsamkeit, Energie und Tatkraft des Wortes!

Der Vergleich der beiden zitierten Stellen, aus dem vierten und jetzt aus dem ersten Buch, liegt ja wohl auf der Hand. Aber beide Bewegungen verlaufen in genau entgegengesetzter Richtung: Bei den Sueben geht die nachbarschaftliche Interferenz von Osten nach Westen und somit auf das Römerreich zu, also zentripetal: Sueben, Ubier, Eburonen, und gleich auch die Treverer; bei den Belgiern die umgekehrte Richtung: innere Abkehr von Rom und Zuwendung zu den Germanen. Dem entsprechen die konträren Auswirkungen: Die Ubier sind durch den engeren zivilisatorischen Kontakt mit ihren westlichen, keltischen Angrenzern bereits durch den sittigenden und verfeinerten Lebensstil in einem Prozeß der Entbarbarisierung – *humaniores!* –, die Belger die tapfersten, mannhaftesten, unverweichlichsten 'Gallier', und dies dank der Kontaktwirkung durch ihre östlichen, eben germanischen Anrainer.

Daß Caesar mit dieser Charakterisierung der Belger einem apologetischen Grundgedanken Ciceros für die römische Expansion den Boden entzieht, da nämlich der kulturmissionarische Sendungsauftrag Roms sich bei Caesar beinahe ins Gegenteil umkehrt, habe ich anderenorts eingehender besprochen⁷. Aber im Falle der Ubier handelt es sich, allem Anschein nach, nahezu um den Gegenbeweis: daß das Eindringen von keltischem Handel und Wandel eine durchaus nicht nur zivilisatorisch-verweichlichende, sondern auch ethisch sittigende und human veredelnde Wirkung auszuüben vermag, womit der Weg nicht nur abwärts in die Depravation, sondern auch aufwärts in die Bereiche höherer Kulturfähigkeit und geistig-seelischer Verfeinerung und Veredelung gewiesen und aufgetan wäre. Diese antithetische, da widersprüchliche Zwiesichtigkeit ist echt caesarisch: Sein Doppelantlitz tritt in den mannigfachsten Erscheinungsformen immer wieder ins Blickfeld, und glatte Rechnungen liefern keinen Schlüssel zu seinem Wesen.

Caesars Aufmerksamkeit und jeweilige Standortgebundenheit waren nicht so eng begrenzt, die Welt nur in einem Aspekt zu sehen. Und so darf es auch nicht verwundern, wenn wir ihn, eben im Suebenexkurs des vierten Buches, gleichsam als Vorläufer der Humanethologie fanden, und im Einleitungskapitel auf dem Weg zum Erfassen einer Geschichtsentwicklung, die aus dem Bereich der reinen, ein für allemal fixierten, gleichsam instinktverankerten und daher ahistorischen Biologie herausführt und die dem Tier – und erst recht natürlich der Pflanze – gezogene Grenze sprengt, die also in den Bezirk der Sittlichkeit, der freien Wahl und damit der ethisch zurechenbaren Individualschuld ebenso wie des Persönlichkeitsverdienstes reicht. Worüber man nicht übersehen darf, daß auch in diesem Betrachte die Grenzen nicht starr, nicht unübersteigbar sind wie chinesische Mauern; auch sie sind permeabel und transzendierbar.

7. Um nicht mit der Bezeugung eines eigenen Standortes hinterm Berg zu halten, darf ich auf den Versuch antithetischer Deutungen der Rom-Apologik bei Caesar und bei Cicero verweisen, welche dargelegt sind in meinem „Cicero“-Buch (1953, 31967, S. 223 ff.) und in meinen „Caesarstudien“ (1967), beide im Klett Verlag Stuttgart.

Kaum wird man mich je davon überzeugen, daß ein 'kluger' Hund nicht wirklich so etwas wie ein schlechtes Gewissen, oder doch eine Gefühlslage haben kann, die einem Schuldgefühl ähnelt wie ein Ei dem anderen! Die Natur selbst ist vieldeutig; und auch dem Menschen ist der Zugang zum Garten arglos-naiver Unschuld durchaus nicht ein für alle Male verwehrt. Man kennt doch die außerordentliche Faszination, die große Verbrecher — und fast mehr noch: große, mit grenzenlos restitutionsfähiger moralischer Indifferenz begabte Verbrecherinnen — jederzeit auf große Künstler aller Schattierungen ausgestrahlt haben, Typen wie Lilith oder die beiden Unheilskinder des Papstes Alexander VI., Cesare und Lukrezia Borgia, oder auch Shakespeares Lady Macbeth und Richard III.!

III.

Wohl die dunkelste, die tiefste der zehn Duineser Elegien Rilkes — es ist die achte, und sie beginnt: „Mit allen Augen sieht die Kreatur / das Offene. Nur unsre Augen sind / wie umgekehrt...“ — ist Rudolf Kassner gewidmet. Außer der fünften, der graziös-symbolträchtigen, ganz in Allegorik umgesetzten Zirkus-Elegie (sie ist Hertha Koenig zugeeignet, ein mir unbekannter Bezug) trägt allein diese achte eine Widmung, was doch wohl eine besondere Intensität der Zuwendung und Zueignung bezeichnen soll; etwa der Versuch, diesen sehr merkwürdigen Genius des Willens und Tiefsinns, der Kassner gewesen ist, irgendwie in wesentliche Struktur von Wort und Vers umzusetzen: der Weltfahrer im Rollstuhl, dem der ganze Kosmos, der äußere und erst recht der innere, wie übersponnen war mit einem engmaschigen Geflecht überraschender Verknüpfungen, die sich wechselseitig assoziieren, deuten, erhellen und steigern zu einem Universum, das sowohl Schmuck als auch Ordnung, Sinn und kristallinische Form ist.

Ein mit erlesenem Schönheitsanspruch gedrucktes kleines Buch Kassners — eigentlich nur ein broschierter Traktat von fünfundzwanzig splendid gesetzten Seiten, 1934 in der Reihe der „Schriften der Corona“ als Nummer XI erschienen — hat den Titel „Betrachtungen über den Ruhm, die Nachahmung und das Glück“: schon die Begriffstrias dieser Überschrift läßt etwas von dem ahnen, worauf es ankommt: Auf Strukturen, die an der Oberfläche wie disparate Willkür aussehen, aber eindringlich auf ein tief in den Boden der Existenz eingelassenes, vielverästeltes Rhizom — wie von Pilzen — hindeuten. Natürlich bestehen auch Zusammenhänge zu dem Gebiet, das dem Autor mehr als andere am Herzen lag: zur Physiognomik, unter der bei ihm etwas sehr Umfassendes, weit über Lavater und Goethe hinaus, gemeint ist. Man könnte, ohne einen allzu groben Fehler zu begehen, auch den Terminus „Morphologie“ dafür einsetzen. Diese etwas vage Andeutung muß hier genügen.

Ein Abschnitt aus dem Büchlein sei — soweit es hier zweckdienlich scheint — zunächst nur referiert, dann wörtlich zitiert. Da heißt es (S. 6-8): In einer Phase der Eroberung von Mexiko geriet Cortez in eine verzweifelt ausweglose Situation: Umringt von an Zahl weit überlegenen Feinden, versucht er einen so gut wie aussichtslosen Ausbruch, da erspäh er „von weitem eine Sänfte ..., worauf im Mantel aus Vogelfedern ... der Kazike, das heißt: der Fürst und Herr des Kriegsheeres ausgestreckt lagert.“ Cortez bahnt sich durch die wie gelähmten Feinde einen Weg „bis hin zur Sänfte und bemächtigt sich des Führers, ihn mit der Lanze durchbohrend. Damit ist die Schlacht gewonnen und das große Heer im Nu zerstreut“.

Der anschließende Abschnitt bringt die Transposition ins Anthropologisch-Generelle: „Es war stets das Schicksal solcher magischer Völker, als welche. ...den Ruhm mehr in und an den Dingen hatten als in den Ideen..., die großen Helden und Abenteurer des subjektiven Ruhmes anzuziehen. So die Perser Alexander ..., die Azteken Cortez, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation Napoleon“.

Jetzt der zwar neue, aber unmittelbar anschließende Abschnitt: „Sooft ich an den Kaziken in der Sänfte im Federschmuck.. denke, fallen mir niemals Schilderungen von Schlachten aus der Ilias oder von sonstwo oder überhaupt menschliche Dinge ein, sondern Termiten und Bienen... Oder das Folgende: In den Gebieten nördlich von der Goldküste kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß große Schimpansenherden sich auf die Wanderung begeben... Um die Herden zum Stehen zu bringen und zu zerstreuen, tut jetzt nur eines not: den Anführer, einen alten, von vielen Weibchen umgebenen, mitten unter diesen wankenden Affen ausfindig zu machen und zu töten, worauf unmittelbare Flucht und Auflösung der Herde erfolgt. Doch wehe, wenn der alte Wankende nicht fällt und statt dessen irgend ein anderer oder gar eines von den Weibchen getroffen wird“.

Hier besteht also völlige Verhaltens-Identität zwischen dem Kaziken und dem Schimpansenpascha!

Aber die eigentliche Stelle, um deretwillen hier Kassner überhaupt zu Worte kam, folgt, als neuer Abschnitt, erst jetzt, ohne Zwischentext, direkt anschließend, mit hartem Neuansatz:

„Tacitus redet an einer Stelle seiner ‘Historien’ von der Tapferkeit der Sarmaten, die nach seinen Worten ‘außerhalb von deren Person’ liege. Nichts Feigeres, schreibt er, gäbe es im Kampfe zu Fuß von Mann zu Mann, doch wenn sie in Schwärmen heranrückten, würde keine Schlachtlinie ihnen lange Widerstand zu leisten imstande sein.“

Es scheint nützlich, über die bei Kassner ausgehobenen Worte des Tacitus ein wenig hinauszugehen und etwas vom Zusammenhang hinzuzunehmen. Die Szene spielt nach Neros Tode im turbulenten Dreikaiserjahr (Galba, Otho, Vitellius: 69 n. Chr.). In Rom ging es drunter und drüber; der Bürgerkrieg absorbierte jegliches Interesse. Was an der Peripherie des Reiches geschah, wurde kaum registriert. Um so ungestörter konnte der skythisch-sarmatische Stamm der Rhoxolanen, damals aus Südrußland bis an die Donaumündung vorgedrungen, seine Beutezüge durch das Gebiet von Moesien-Bulgarien, also auf römisches Territorium ausdehnen, wurde aber dabei, zerstreut und beutebeschwert und daher schwerbeweglich und unformiert, von der dort stationierten Römerlegion und deren Hilfstruppen niedergehauen: „... *velut vincti caedebantur*“.

An dieser Stelle (Historien 1,79,2) fügt nun Tacitus eine ethnologische, ja im eigentlichen Sinne ‘human-ethnologische’ Parenthese ein, – und sie ist es, auf die es uns hier ankommt:

namque mirum dictu, ut sit omnis Sarmatarum virtus velut extra ipsos. nihil ad pedestrem pugnam tam ignavom: ubi per turmas advenere, vix ulla acies obstiterit.

Die Stelle ist so erstaunlich, daß es lohnt, sie eigens zu übersetzen: „Denn es ist zum Erstaunen, wie jeglicher Mannesmut der Sarmaten so ist, als sitze er gar nicht in ihnen drin, sondern als läge er außerhalb ihrer selbst. Im Kampf zu Fuß“ (also Mann gegen Mann!) „gibt es nichts, was so feige wäre wie sie; sowie sie aber beritten in Geschwaderformation da sind“ (es heißt *advenere*: Perfekt, und das meint ihr blitzschnelles Auftauchen!) „dürfte kaum eine geschlossene Linie ihrem Anprall standhalten“. Aber, wird noch hinzugefügt: damals waren elend schlechte Bodenverhältnisse, Schlamm und tauendes Glatteis, und so konnten sie ihre

Stoßstangen und Langschwerter nicht ordentlich handhaben, denn dazu brauchen sie beide Hände, überdies glitten ihre Pferde aus, und ihre schweren Panzer behinderten ihnen die Bewegungsfreiheit.

Nebenbei sei bemerkt, daß Tacitus selbst an anderer Stelle, Annalen 6,35, ein noch nuancenreicheres und etwas abweichendes Bild von der sarmatischen Kampfweise gibt, aber davon darf hier abgesehen werden. Nur ein Satzteil braucht von dorthier übernommen zu werden: Es handelt sich um die verschiedenartige Kampfweise der Meder und der Sarmaten: Der Anführer des gegnerischen Haufens der Meder hält zuerst eine — auch bei Griechen und Römern übliche! — Ansprache an die Kämpfer, also eine *'adhortatio'*. Bei den Sarmaten dagegen:

enimvero apud Sarmatas non una vox ducis: se quisque stimulant, ne pugnam per sagittas sinerent: impetu et cominus praeveniendum.

Das bedeutet sehr viel. Es sagt nämlich nicht weniger als dies, daß die Kämpfenden untereinander zwar menschlich eine Gemeinschaft bilden, gleich zu gleich, daß der Anführer jedoch außerhalb und oberhalb des 'Volkes' isoliert steht, einen eigentlichen, personalen Kontakt mit ihnen weder hat noch sucht, sondern allein durch magische Repräsentanz wirkt. Das deckt sich genau mit dem mexikanischen Kazi-ken, der als Person dem Kampfe fern, nur von weitem sichtbar, nicht als Individuum, sondern als so etwas wie ein magisch wirkendes und verpflichtendes Idol, fast als Fetisch, Amulett, ja lediglich als Atmosphäre und Charisma bindend und wirkkünftig vorhanden ist. Das gleiche gilt von dem Herdenpascha der Schimpansen: ein uraltes Exemplar, wankend, selbst am Kampf nicht beteiligt, aber solange er zugegen ist, Sieges-Garant und schamanischer Zauberer. Aus aller Welt hat man dieses Fluidum suprapersonaler Ek-Stasis zu benennen versucht, das Orenda der Irokesen, das melanesische Mana, den Manitu der nordamerikanischen Algonkin, der auch die variantenreichen Praktiken von aus Polynesien hergeholten Tabuisierungen offeriert: Sicher ist soviel, daß eine suggestive Faszination des primitiv Dumpfen, animalisch-vegetativ Amorphen und jedenfalls des Inhumanen dabei durch eine Seiten- oder Hintertür sich in denjenigen Raum einzudrängen versucht, der nun einmal der Bühne der Historizität vorbehalten ist, der Freiheit bedeutet, und auf der allein sich — um noch einmal mit Erich von Kahler zu sprechen (a.O. S. 18) — „eine stereoskopisch, räumlich, ja raumzeitlich erfaßte Geschichte“, manifestiert, „in der sich die menschlichen Funktionen und Aktivitäten erst in ihren richtigen, sich wandelnden Bedeutungen und Proportionen innerhalb des gesamten Geschehens zeigen können, und in der sie alle als vielfältiger Ausdruck einer zusammenhängenden Entwicklung erscheinen; einer Entwicklung, die sich zugleich auf dem erdfesten Boden der Ereignisse und in der schwebenden, aufschwebenden Sphäre des menschlichen Bewußtseins vollzieht“. Und jetzt braucht nur noch einmal an das vorhin gebotene Kassner-Zitat von der sarmatischen *'virtus velut extra ipsos'* zurückgegriffen und das wenige ergänzt zu werden, was Kassner dieser erstaunlichen Formel kommentierend hinzufügt. Er sagt nämlich: „Was will das anderes besagen, als daß dem einzelnen Sarmaten die Idee der Person, die Idee des Einzelnen und der von der Person ausgehenden *'virtus'* samt den damit verbundenen Vorstellungen von Ruhm abgehe oder daß die Sarmaten die Tugend allein im Führer erblicken, welcher beides bedeutet: Verkörperung des Persönlichen und Be-seelung des Volkskörpers“.

Dem ist nichts hinzuzufügen. Der Kazike, der Sarmatenführer, der alte Schimpanse: keiner von ihnen argumentiert, keiner diskutiert; aber jeder von ihnen tut viel mehr als dies: er repräsentiert! Damit ist er etwas ganz anderes als sein zufälliges Selbst, auch ist er nie 'Partner' er b e d e u t e t vielmehr, nämlich: Nähe, Epiphanie von etwas wesentlich sehr Fernem, Fremdem: Gegenwart des unendlich Höheren von Art, kurzum: Er ist das Sakrosankte. Daß gerade Caesar und Tacitus das so siglenhaft haben aussagen können, legitimiert sie selbst unwiderleglich als echte Römer, ihren Sinn für das ganz Andere!

II

Die in vorstehender Betrachtung mehr umkreisten als bewältigten Komplexe müssen nachdenklich machen, bewegen, beunruhigen. Es geht gewiß nicht um's Festhalten. Carl Jacob Burchardt hat einmal das bedrückende Wort gesagt: „Die Nächsten werden es schon leichter haben. Das Beste wird vergessen sein“. Wir alle haben vieles hinzu-, vieles auch wieder wegelernt.

In einem mehr couragierten als wirkungsvoll gezielten Pamphlet habe ich schon vor zwanzig Jahren in einem Aufsatz Bedenken angemeldet gegen den Bindestrich-Menschen: etwa „der archaische Mensch“, „der barocke Mensch“: das Spiel läßt sich fortsetzen und es wurde fortgesetzt, bis vollends zweifelhaft geworden war, ob es denn überhaupt so etwas wie 'den' Menschen, als etwas mit sich selber Identisches, noch gibt oder je gegeben habe. Darf man sagen, daß 'der' Mensch erst dann, aber dann endgültig sich selber aufgegeben habe, wenn er seinen schlichten, simplen Namen preisgegeben haben wird und nur noch durch Bindestrich-Varietäten an sich festzuhalten wagt? Ein merkwürdiger Einfall: Jeder kennt den Ausruf Napoleons nach seiner Begegnung mit Goethe: „Voilà un homme!“ Wer will, kann in sich selbst einen unerwarteten Verblüffungseffekt evozieren, wenn er die Formel ins Lateinische umsetzt. Dann kommt nämlich genau eine nicht minder bekannte, aber ganz anders getönte Formel heraus: „Ecce homo“. Und ist es nicht, dennoch oder auch gerade deshalb, ein und dasselbe? ⁸

Oben wurde auf eine gescheite Betrachtung von Joachim Günther über das neueste und wohl am meisten authentische Buch von Konrad Lorenz ('Die Rückseite des Spiegels', 1973) hingewiesen. Sie steht in Heft 1, 1974 der „Neuen Deutschen Hefte“, deren Herausgeber eben dieser Joachim Günther ist, der soeben, Herbst 1974, den Kritikerpreis der Darmstädter Johann-Heinrich-Merck-Gesellschaft erhalten hat – endlich einmal wieder eine Preisverleihung, die kein schales Gefühl hinterläßt!⁹ In dem gleichen Heft, offenbar in bewußtem Arrangement der aufeinander bezogenen Titel – dort hieß er „Verhaltensforschung als Philosophie“ –, findet sich kurz vorher ein Essay von Wilhelm Meissner mit der hier eminent einschlägigen Überschrift: 'Der Schwarm. Ein aktuelles Kapitel der Human-Ethologie'¹⁰: Ein sachkundiger und nachdenkenswerter Aufsatz, mit geschärftem Ver-

8. Daß es sowohl empirisch unerlässlich als auch eine reine Denknöwendigkeit ist, den Menschen als eine Gattungseinheit zu bewahren und nicht durch differenzierte Epitheta in eine Vielzahl von Bindestrichmenschen, um welcher Systematik und Ideologie willen auch immer, in eine Vielzahl von Spezies, Hautfarben, Kulturkreisen oder Geschichtsperioden aufsplintern zu lassen, und daß so und nur so 'der' Mensch als eigene Gattung in Zeit und Raum, physisch und psychisch zu bewahren ist, habe ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu sagen versucht, am eindringlichsten vielleicht an einer leider etwas entlegenen Stelle, nämlich in der Abhandlung 'Wege und Irrwege der Antikendeutung', erschienen in 'Aus dem Bildungsgut der Antike', Klassische Reihe Band I, herausgegeben von Friedrich Hörmann, Bayerischer Schulbuch-Verlag, München 1956, S. 21-59. Aber schlichte Wahrheiten werden nicht wahrer durch ein hohes, und nicht weniger wahr durch ein geringes Maß von Publizität.

9. Hier die oben Anm. 3 angekündigte Ergänzung des Hinweises auf das neue Buch von Konrad Lorenz: 'Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens'. R.Piper & Co, München 1973. Dazu: Joachim Günther, Verhaltensforschung als Philosophie, in: Neue Deutsche Hefte (hrsg. von Joachim Günther) 141 (Jahrgang 21, Heft 1), 1974, 130-133.

10. Wilhelm Meissner, 'Der Schwarm', in dem soeben (Anm. 9) zitierten 'Neuen Deutschen Heft', S. 97-104.

mögen für nüancierte Unterscheidungen, etwa derjenigen von geschlossenen Schwärmen im Gegensatz zu lockeren Gruppierungen mit der jeweiligen Fähigkeit jederzeitiger Auflösung der 'Gruppe' in Individuen. Selbst die Frage, ob die Gruppe ein einzelnes, hervorstechendes Individuum als Quelle eines sichtbar in Erscheinung tretenden „gemeinsamen Willens“ habe — also etwa ein 'Leittier', dient solcher Differenzierung: „Der echte Schwarm hat jedoch kein Leittier. Man braucht einen Taubenschwarm nur einmal mit den Augen verfolgt zu haben, um dessen ganz sicher zu sein, daß es hier kein einzelnes Führungstier ist, das die Flugbewegungen des Schwarms bestimmt“. Der Autor findet, nach sorgsamer Abtastung aller denkbaren Motivationen, keinen anderen Ausweg als die schwer greifbare Hypothese einer „inneren Gruppe“, eines „inneren Kernes“: „Es bleibt... nur die Hypothese und Hypostase eines mystischen Gruppengeistes oder einer Gruppenseele zwischen den einzelnen Tieren“. Was ja dann der taciteischen '*virtus velut extra ipsos*' wahrlich nahe genug käme! Der Autor selbst ist kritisch genug, vor vorschnellen Mystifikationen und Gleichsetzungen nachdrücklich zu warnen. Dem outrierten 'ungesunden Menschenverstand' heilsame Grenzen abzustecken, ist er sorgsam bedacht: Seine Vorbehalte sind von einer so löblichen Vorsicht, daß man ihm Unrecht täte, wenn man sie ihm nicht wörtlich beließe (a.O. S. 103):

„Zur Abwehr aller Mystik bei diesen Verhältnissen muß noch ausdrücklich gesagt werden, daß solche Gruppenseelen oder Gruppengeister abhängige, sich nicht verselbständigende Wirklichkeiten sind. Sie sind im Kleinen dasselbe wie Zeitgeister, Volksgeister, Klassengeister, die auch nicht ein übernatürliches spirituelles Eigenleben führen, sondern sich von den primär Lebendigen gleichsam ein Partikel der von ihnen geprägten Vitalität borgen und daraus ein unpersönliches Kollektiv machen, das dann seinerseits wieder auf die Individuen zurückwirkt. Der Schwarm macht diese Verhältnisse am sinnfälligsten, besonders der von Tieren gebildete Schwarm, während sie sich beim Menschen meistens schon in die Unsichtbarkeit geistiger Hintergrundstrukturen zurückziehen. Das ist der Grund, wenn man in diesem Zusammenhang gut tut, vom Tier auszugehen und an seinem Verhalten Gesetze zu erkennen, die dann unter viel komplizierter gelagerten menschlichen Bedingungen doch wieder als ein durchgehendes Grundmuster hervorschimmern...“.

Das heißt aber, wenn wir es recht verstehen: Die im Bereich der Zoologie oft zum Ziel, zu reinen Ergebnissen führenden Methoden der Verhaltensforschung oder Ethologie können im anthropologischen Gesichtsfeld höchstens Etappen bedeuten, gewisse Muster oder 'patterns' an die Hand geben, provisorische Teillösungen anbieten, welche eben nur gelten, solange sie gelten, und nicht länger. An der Grenze zum Raum der Freiheit endet die „Umweltforschung“, und kein Mensch ist so aller menschlichen Qualität beraubt, daß für ihn als Individuum und erst recht als Art und Gattung die weitere, höhere Welt wie mit Brettern vernagelt wäre und seine rührende Unschuld in direkter Korrelation zu seiner Un-Menschlichkeit, und also auch zu seiner unwiderruflichen Geschichtslosigkeit stünde. Womit man so ziemlich wieder bei der oben zu Wort gekommenen klugen Vorsicht Adolf Portmanns wäre! Das menschliche Sein ist von einer grundsätzlich anderen Qualität, es ist ein Sein begabt mit der Fähigkeit, dieses Seinsstadiums auch selber, als Last und Gnade, als Versuchung und Chance inne und bewußt zu werden, das dumpfe Dämmern zu übersteigen oder auch zu unterschreiten, unfertig — wie Arnold Gehlen gezeigt hat: „als physiologische Frühgeburt“ — ins Leben zu treten und erst ein Selbst zu werden, durchaus im Sinne der goetheschen Strophe:

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;

Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man ist.

Wie doppelbödig diese Worte Hatems sind, hat Richard Harder hinreichend deutlich gemacht¹¹, aber schlechthin falsch sind sie deswegen noch lange nicht. Das „Sein“ als Glück und Gnade ins Bewußtsein zu heben ist etwas spezifisch Menschliches, und als solches wohl am emphatischsten begriffen in der stilistisch so gewagten Verdoppelung des Matthias Claudius:

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe.

Dabei schließt schon der Name dieses Dichters ein anderes, sonst naheliegenderes Mißverständnis aus, als ob dieses Glück des schieren Seins in irgendeiner direkten Relation zu Herrschaft und Macht, zu Fülle, Genuß und Wohlleben stünde, Ambitionen, die man dem unendlich schlichten, herzenseinfältigen und innerlich weisen „Wandsbecker Boten“ wohl zu allerletzt unterstellen möchte. Denn in der Tat: Mag der Titel der gehaltvollen Diatribe Kassners – ‘Über den Ruhm, die Nachahmung und das Glück’ – auch mit unmittelbarer Evidenz auf innere, morphologische Zusammenhänge in der Sphäre des rein Biologischen, ja des fast theriomorph Primitiven hinweisen – wie es solche in der Tat zu geben scheint –: im Reich der sublimsten Spiritualität haben solche Assoziationen nun gewiß keinen Raum, für den wahrhaft Gläubigen wie für den edlen, den horazischen Geist des Epikureismus finden solcherlei Kontakte keinerlei Korrelationen. Und in solchen Bereichen hat denn die Allerweltsethologie von Termiten oder Kaziken, von Raubkatzen oder Sarmaten keine Affinitäten. Hier hat die Existenzform des Schwarmes aufgehört.

Freilich kommt dem Ruhm in der heroisch-epischen Welt der Ilias eine zentrale soziologische Funktion zu. Das weitstreuende Bedeutungsfeld, das im Altgriechischen mit einem ansehnlich gut ausgestatteten Vokabular besetzt ist, hat doch offenbar eines gemeinsam: Das damit Gemeinte ist nichts Endogenes, die ritterliche Ehre, die archaische Wertschätzung ist etwas, was von außen auf den ausgezeichneten Menschen zukommt, das er begehrt, ersehnt, vermißt, mit dessen Verlust er sein Leben vor sich selbst verspielt sieht, und in gewissem Sinne, mit allem Vorbehalt, ließe sich sagen, er sei überhaupt nach erfolgter Ausgliederung aus dem ‘Schwarm’ seines Standes und Ranges ein blankes Nichts, und nichts sei denkbar, das ihm als etwas wesentlich Seiendes, ein *ὄντως ὄν* entspreche. Jedes so oder so Befundenwerden setzt das Vorhandensein einer inappellablen, befindenden Instanz voraus. Fehlt sie, dann bleibt nur der Absturz ins Bodenlose. Um's vom Gegenpol aus zu sagen: Wenn Illo – in Schillers „Piccolomini“ (2,6) – zu Wallenstein sagt: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, so ist dies die Stimme des Versuchers und der Schritt aus der Ordnung heraus, hinein ins Arbiträre, schon getan! Achills Protest vor Thetis gegen die ihm entzogene Ehrung ist ein Protest gegen von außen auf ihn zukommenden Mißbrauch, gegen die Unbill der legitimen, jetzt aber ins Widerrecht getretenen Macht, ist Versäumnis des anderen, nicht eigenes Unrechthaben!

Der erste Grieche, der den Kontrakt bewußt bricht, ist Archilochos, die kühne Stirn seiner Wertezerrümmung ist fast erschreckend. Die erste Frau, die sich der starren Androkratie nicht geradezu widersetzt, aber wie mit vornehmer Lässigkeit entzieht, ist nicht Helena – denn die steht in der Unschuld einer Lilith! – sondern: Sappho.

11. Richard Harder: Goethe, Höchstes Glück der Erdenkinder, in: Die Antike 9, 1933, 1-31 (auch in: R. H., Kleine Schriften, hrsg. v. Walter Marg, München 1960, S. 438).

Schließlich: Statt von Ethik nur noch von Humanethologie sprechen zu wollen, wäre doch nichts als eine terminologische Manipulation, um mit ihrer Hilfe die Verantwortung jedes Menschen für sein Tun und Lassen und also auch die Bürde seiner unvermeidbaren Schuld, seiner Versäumnisse und Unterlassungen einfach bei der Gepäckaufbewahrung am Bahnhof abzugeben, damit man dann frei und unbeschwert sein Sträßlein ziehen dürfe. Der Mensch muß immer bei sich, als bei dieser seiner einzigen Gattung, bleiben, muß sich zu ihr bekennen; dagegen gibt es keine Absicherung, auch nicht durch Ethologie. Jeder bleibt im Gefängnis, und sei es nur dasjenige seiner ungeliebten Willensfreiheit, die die Reue einschließt und individuell zurechenbar ist: das *rationem reddere* wird ihm nicht einmal vor sich selber erspart — so wie Cicero gesagt hat, den Vorfahren müsse man gehorchen "*nulla ratione reddita*": da gebe es kein Ausbrechen und kein aus der Reihe tanzen (de natura deorum 3,6). Vor dem Mitmenschen, vor sich selber gibt es keinen Dispens, es sei denn derjenige jener untermenschlicher Unterverantwortung, wie sie Joachim Ringelnatz dem blind gehorsamen Fahrensmann ironisch konzediert hat: „Dein Schiff mußt du lieben / Und seinem Steuermann vertraun, / Und wenn dir jemand etwas andres sagt, / Dem mußt du deine Seekiste über den Brägen haun“: Das ist außermenschlich, das ist untermenschlich, aber es wäre Ethologie! Der Mensch in der Ethologie! So dann lebt es sich außerhalb der Freiheit: „Zur Erde gebeugt wie das liebe Vieh, und dem Bauche dienstbar“, sagt, in Anlehnung an Platon, Sallust: *prona atque ventri oboedientia*. *

*Das Gespräch ist keineswegs abgeschlossen, im Gegenteil nimmt es, wie mir scheint, an Intensität immer noch zu. — Vollständigkeit der Literaturhinweise wird man hier natürlich nicht erwarten, wobei — auch dies ist bezeichnend! — ideologische, politische und nicht zuletzt metaphysische Standorte ungesucht sich immer stärker ins Bewußtsein zu drängen scheinen. Halb zufällig, aber doch auch nicht grundlos seien hier, nur die Namen von der neuetablierten 'Erlanger Schule', also von Wilhelm Kamlah, Paul Lorenzen und ihren Schülern genannt, übrigens auch aus persönlich-dankbarer, freundschaftlicher Verbundenheit mancher *dissentiens concordia*.

Zuletzt wäre, da ich dies schreibe, wohl das Interview von Erich Fromm mit Robert Jungk zu nennen, das unter der durchaus anthropologisch-programmatisch gemeinten Überschrift „Lieber fliehen als kämpfen“ publiziert ist in „Bild der Wissenschaft, Zeitschrift für Naturwissenschaft und Technik in unserer Zeit“ Heft 10, 11. Jahrgang Oktober 1974, S. 52-62; als Autor zeichnet der Berichterstatter Fromm, und er schließt, mit unüberhörbar temperiertem Optimismus hinsichtlich der Überlebenschance des 'genus humanum', mit der Feststellung, zwar habe die menschliche Intelligenz „in den Naturwissenschaften echte Triumphe gefeiert“, der Mensch als solcher jedoch sei noch sehr lebendig, Frage sei nur, ob er sich noch „rechtzeitig wehren“ könne. Und nun der peremptorische Schlußsatz Fromms: „Ich glaube allerdings, daß er der entscheidenden Alternative nicht ausweichen kann: entweder eine neue Gesellschaftsform zu finden, die der Entfaltung des Lebens dient..., oder sich der Barbarei zu überlassen, wenn nicht der Vernichtung allen Lebens“. Es ist, wenn ich recht sehe, die gleiche Alternative, die hinter dem scheinbar spitzfindigen Terminologismus unseres Titels herausgehört sein wollte: ob sich hinter dem Problem der Anthropologie nicht doch nur vielleicht ein Teilbereich der Ethologie verberge. Aber ebendies ist es vielleicht, was wieder ins wache Bewußtsein zu heben das legitime und notwendige Geschäft des Philologen ist und wieder werden sollte: klarzustellen, daß man beim Denken aufs Wort acht haben, daß man vor ihm Achtung haben müsse, und daß man diese ganz spezifische Art von Achtung, um nicht zu sagen: von Ehrfurcht wieder ganz neu lernen müsse.